

chung des kleinen Münchner Madonnengemäldes (Kat.-Nr. 72) zu wünschen gewesen, das Löcher nur mit Vorbehalt im Oeuvre belässt (S. 100) und das durch Sfumato-Effekte auffällt, die sonst bei Beham nirgends begegnen. Dies gilt auch für die in Farbigkeit und Modellierung stark an Tizian erinnernde Gewandbehandlung, womit wiederum unmittelbar auf jene Kopie von Tizians „Jungfer Frau bei der Toilette“ verwiesen wäre (Kat.-Nr. 2), die Beham vielleicht im Auftrag Wilhelms IV. und nach einem verschollenen Vorbild in der Sammlung Ottheinrichs in Neuburg 1534 angefertigt hatte (S. 102) – ein Lehrstück über die kühlen, fast hart wirkenden Transformationen, die einem italienischen Renaissance-Gemälde diesseits der Alpen widerfahren konnten und die zu der erwähnten Madonna in diametralem Widerspruch stünden.

Ein Großteil der Monographie ist stilgeschichtlichen Fragen gewidmet, und zur gleichen Zeit, da in die neuesten Bände der Deutschen Kunstdenkmäler die knappen und treffend wertenden Zitate Dehios wieder aufgenommen werden, wird man auch Löchers prägnante Charakterisierungen der Behamschen Kunstwerke zu schätzen wissen, die dem Maler gegenüber seinen Zeitgenossen ein klares Profil geben. Darüberhinaus sind dem Verfasser gültige und kompakte Definitionen etwa der Münchner Bildniskunst oder des höfischen Portraits im Allgemeinen zu danken (S. 73–88; 151 f.). So bleibt abschließend festzuhalten, daß es Löcher mit seinem Buch gelungen ist, einen der bedeutendsten deutschen Künstler der Zeit unmittelbar nach Dürer in das rechte Licht zu setzen, die Bandbreite seines Schaffens – von den derben Bauernholzschnitten der Frühzeit über subtile Kupferstiche bis hin zu den brillianten Hofportraits – aufgefächert und seiner Malerei eine Untersuchung gewidmet zu haben, die lange Zeit Standardwerk und unverzichtbare Forschungsgrundlage zu Barthel Beham bleiben wird.

THOMAS SCHAUERTE
Herzog August Bibliothek
Wolfenbüttel

Sylke Kaufmann und Dieter Kaufmann: Goethe, der Thüringisch-Sächsische Verein und die Entwicklung der Altertumskunde in den Jahrzehnten nach 1800 (*Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas* 27); Weissbach: Beier & Beran 2001; 341 S., 16 Taf. m. SW-Abb.; ISBN 3-930036-51-7; DM 89,-

Der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale“ wurde 1819 auf der Burg Saaleck gegründet. Hauptinitiator war der preußische Landrat Carl Peter Lepsius (1775–1853), der kunsthistorisch wichtig ist durch „seiner Wiederentdeckung gleichkommende Schrift über die Stifterfiguren im Naumburger Dom“, 1822 (S. 80). Der Verein residierte zunächst in Naumburg, seit 1823 in Halle. 1820 teilte der Verein mit, er werde „sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Geschichten und geschichtlichen Denkmale der Vorzeit, das heißt, von den ältesten Zeiten bis zum Friedensschluß von Osnabrück, durch welchen

Deutschland nach 30jährigem Kampfe eine neuere Gestalt gewann“, richten (S. 82). Obwohl damit sogar Mittelalter und Frühe Neuzeit einbezogen waren, machte doch „die ur- und frühgeschichtliche Forschung das Hauptbetätigungsfeld der Sozietät aus“ (S. 90). Der Verein beschloß am 18. 10. 1828, Goethe zum Ehrenmitglied zu ernennen (S. 1).

In dem vorliegenden Buch wird überzeugend nachgewiesen, daß Goethe diese Auszeichnung durchaus zu Recht angetragen wurde, hatte er doch Ausgrabungen gefördert und „vaterländische“ Denkmäler wie die Externsteine gewürdigt. Vor allem stand er mit führenden Altertumskundigen in Kontakt, deren Ratschläge er häufig eingeholt hatte. 1809 hatte er sich sogar konkret zu bronzezeitlichen Funden bei Köstritz geäußert: „Dergleichen Dinge haben kein sonderlich Ansehen; indessen sind sie immer ein Glied in der Kette der Altertumsforschung, die unsere Enkel so gut als uns und unsre Großväter interessieren wird.“ (S. 256) Grundsätzlich mußte man sich in jener Zeit von einer rein textbezogenen Geschichtsschreibung entfernen, um auch materielle Objekte aus schriftloser Zeit würdigen zu können. Noch 1789 hatte Schiller in seiner Jenaer Antrittsvorlesung behauptet: „Die Quelle aller Geschichte ist Tradition, und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren“ (S. 12). Goethe jedoch, von der klassischen Archäologie her an Ausgrabungen von Kunstwerken gewöhnt, urteilte 1816 wesentlich großzügiger und damit moderner, als er schrieb: „Die Bildung nämlich unserer Kunst steht so hoch, daß weder die Wissenschaft der Kunst, noch diese jener entbehren kann. Seit Winckelmann und seiner Nachfolger Bemühungen ist Philologie ohne Kunstbegriff nur einäugig. Alle mehr oder weniger gebildeten Völker hatten eine zweite Natur durch Künste um sich erschaffen, die aus Überlieferung, Nationalcharakter und klimatischem Einfluß hervorzuzwuchen, deswegen uns alle alterthümlichen Reste, von Götterstatuen bis zu Scherben und Ziegeln herab, respectabel und belehrend bleiben.“ (S. 222–223). Diese Meinung entsprach durchaus der Ansicht Heinrich Meyers von 1798, welche dieser in Goethes Zeitschrift *Propyläen* geäußert hatte, daß nämlich ein Kunstwerk „sich selbst ganz ausspreche“, also „ohne Nebenerklärung, die man aus einem Dichter oder Geschichtsschreiber schöpfen müßte, gefaßt und verstanden werden“ solle.

Überraschend ist nun aber, daß Sylke und Dieter Kaufmann gar nicht Goethe als den Initiator dieser Forschungen in Weimar sehen, sondern Christian August Vulpius (1762–1827), den Bruder seiner Frau Christiane. Er gilt ihnen „als Wegbereiter und Motor der Altertumskunde in Sachsen-Weimar-Eisenach“ (S. 118), der nicht nur Goethe, sondern auch die Großherzöge Carl August und Carl Friedrich zu erstaunlicher Aktivität auf diesem Gebiet stimuliert habe (S. 207). Vulpius trat schon 1819 dem Thüringisch-Sächsischen Verein bei (S. 106), und Goethe traute ihm „bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen“ (S. 121: 1821) fachmännisches Urteil zu. Im Verhältnis zur zeitgenössischen Altertumskunde attestieren ihm die Kaufmanns, daß er „umsichtig und mit erstaunlichem methodischem Gespür ausgegraben“ habe (S. 153). Weiter heißt es: „Als Rationalist und Wissenschaftler lag ihm jede moralisierende Abqualifizierung heidnischer Religion vom Standpunkt der christlichen fern, er enthielt sich jeglicher

Wertung“ (S. 130). In seiner Zeitschrift *Curiositäten* stellte Vulpius 1816 nüchtern fest, daß die Christianisierung auch die Zerstörung der Götzenbilder bewirkt habe, daß die Missionierung also auch den Verlust einer eigenen Kultur verursacht habe (S. 142). Anlässlich eines Artikels in den „Curiositäten“ von 1824 über „Hünengräber“ lernen wir als Kunsthistoriker, daß diese Objekte auf den Bildern Caspar David Friedrichs heute „Großsteingräber“ heißen (S. 134). 1816 sorgte Vulpius für die Überführung des Einhorn-Altars aus der Heilsberger Kirche (wo die Gemälde „in Schmutz und Staub lagen“, so ihr Retter 1817) in die Weimarer Bibliothek (S. 183). Und bereits 1815 hatte er eine staatliche Denkmalpflege gefordert: „Ein Fürst sollte einen Mann ganz allein für dieses Geschäft halten und besolden. Dieser müßte das Land durchreisen, alle Schlösser, Kirchen, Gottesäcker, Archive durchsuchen, um zu sehen, ob in denselben sich merkwürdige Bilder, Tapeten, Denkmale, Leichensteine, Inscriptiōnen, Dokumente befänden [...] Zugleich müßte für die Erhaltung der Monumente, Grabsteine, Gemälde gesorgt, und dieselben dem Moder und der Vernichtung entzissen werden“ (S. 198).

Die Ehrenrettung von Vulpius ist gelungen, und das riesige Aktenmaterial ist erfolgreich durchgesehen worden. Sylke und Dieter Kaufmann haben hervorragend gearbeitet, und der Verlag hat mit dem vorzüglichen Register (aller Personen mit ihren Lebensdaten!) jeden Anspruch der Wissenschaft befriedigt. Besonders hervorzuheben ist die Sorgfalt, mit der die ungewöhnlich langen Anmerkungen gedruckt sind.

DONAT DE CHAPEAUROUGE
Wuppertal

Deutsche Baukunst um 1800; Hrsg. Reinhard Wegner; Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2000; 190 S., 114 Abb.; ISBN 3-412-12998-4; DM 68,-

Der Band enthält acht Aufsätze sowie eine programmatische Einleitung des Herausgebers. In dieser erklärt REINHARD WEGNER den Zeitbegriff „Um 1800“ für treffender als die kunsthistorischen Stilbegriffe zur Kennzeichnung dieses „Scheitelpunktes der Entwicklung“, die nach Foucault den Übergang vom klassifikatorischen zum historisch-reflexiven Denken vollzieht und neue ästhetische Kategorien ausbildet. „Für eine ganz kurze Sequenz der Geschichte der Kunst werden ungeheure Kräfte freigesetzt. Aber – als ob Künstler wie Architekten [...] erschrecken über die Kühnheit [...], fallen nur wenige Jahre später ihre Visionen den normativen Kräften des sich herausbildenden bürgerlichen Geschmacks zum Opfer“ (S. 1).

Mit der Forderung nach einer philosophisch fundierten Aufarbeitung der deutschen Architektur um 1800, wie sie in verwandten Disziplinen bereits vorliegt, knüpft Wegner nicht nur an PAUL MEBES' Buch „Um 1800“,¹ und an die architekturtheoreti-

1 PAUL MEBES (Hrsg.): Um 1800. Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung; 2 Bde.; München 1908.